

## Würde und Respekt als Dialogische Qualität - Ein Zwischenruf

Jana Marek und Johannes Schopp

Gerade rechtzeitig erschien das Buch „Eltern an die Macht“ (Unverzagt 2010), eine Art Befreiungsschlag aus Elternsicht für ein Ende jeder Bevormundung und Entmündigung. Gerade rechtzeitig, weil wir beiden AutorInnen seit geraumer Zeit verfolgen, dass beinahe die gesamte (Fach)Welt den Menschen, die mit Kindern zusammen leben, unterstellt, dass sie sich in einem Defizitzustand befinden. Elternschaft ohne Unterstützung durch: „Frühe Hilfen von Anfang an“, Elternschulen, Elternkompetenzkurse etc. scheint kaum noch denkbar. „Die Atmosphäre amtlicher Neugier auf das Eltern-Kind-Verhältnis hat das Selbstvertrauen der Eltern nicht gestärkt, sondern gründlich untergraben“ (Unverzagt 2010, S. 31) und hat damit in der Öffentlichkeit einen Grund geschaffen, das Verhalten von Eltern misstrauisch zu beäugen sowie zwingend und permanent Eltern zu schulen, zu therapieren, zu unterstützen. „Und in der Tat, für all das, was sich früher von selbst verstand, [...] gibt es heute Ratgeber. Viele Menschen denken, sie seien für sich selbst gar nicht mehr kompetent. Und so gibt es Ratgeber für alles und jedes. Eigentlich völlig normale Vorgänge werden zu geheimnisvollen Phänomenen, zu deren Bewältigung man dringend ausgewiesene Experten benötigt“, mahnt Manfred Lütz (Lütz 2009, S. 22). Für nahezu jedes Symptom gibt es in kürzester Frist eine „Antwort“ in Form eines professionell erprobten und wissenschaftlich evaluierten Programms oder einer speziell zugeschnittenen Therapie. Für im Grunde ganz normale Übergänge in die Kindertagesstätte, die Grundschule und in weiterführende Schulen gibt es jeweils eigene Programme. Auf über 150 Websites für Eltern und hunderten von Ratgeber-Büchern stürmen Autoren, Hebammen, Ärzte, Therapeuten, Erzieher und Lehrer mit - sich widersprechenden - Botschaften auf Eltern ein (vgl. Leweck, S 12). Kein Wunder also, dass dieser „Informations-Overkill“ dazu geführt hat, dass Eltern sich verdrossen und resistent auch gegen sinnvolle Angebote verschließen.

Auch die so vernünftig wie harmlos klingende und von Lehrern, Pädagogen, Therapeuten und Unterstützern benutzte Formel „Wir müssen die Eltern ins Boot holen“ bedient - weil immer auch eine Absicht mitschwingt - letztlich immer wieder den alten paternalistischen Blick: Die Fachleute wissen, was richtig ist und was falsch. Eltern werden nicht um ihrer selbst Willen, sondern nur wegen ihrer Rolle als Erzieher ihrer Kinder wahrgenommen. Eltern allein werden verantwortlich gemacht für die Entwicklung, für das Verhalten

und „für das ‚Gelingen‘ ihrer Kinder, wobei ein ‚gelungenes‘ Kind immer mehr Vorgaben (klug, sportlich, musisch, beliebt, pflegeleicht) erfüllen muss“ (Lewicki, 2009, S. 11).

Entgegen der öffentlichen Wahrnehmung in den Medien, sehen wir allerdings in der großen Masse Mütter und Väter, die sich unglaublich stark - oft zu sehr - um ihre Kinder kümmern. Das Generationenbarometer 2009 (Forum Familie stark machen 2009) z.B. brachte zutage, dass sich Kinder und Eltern gegenseitig wesentlich besser verstehen, dass sich Kinder besser respektiert und in Entscheidungsprozesse einbezogen fühlen als noch vor 20 oder 30 Jahren. Auch und gerade engagieren sich Väter heute so viel wie nie zuvor. Wozu also der kollektive Aufschrei über zu schwache, ihre Kinder vernachlässigende Eltern? Wer braucht wen mehr, die Eltern die Helfer oder umgekehrt? Was war eher da, die Ratlosigkeit oder die Ratgeber?

Wir werden uns in diesem Beitrag mit drei Aspekten beschäftigen:

- Eltern sind nicht besser oder schlechter als der Rest der Gesellschaft
- Ressourcenorientierung und Abhängigkeit
- Dialogische Haltung als (Aus)Weg.

### **Eltern sind nicht besser oder schlechter als die gesamte Gesellschaft**

Eltern sind wichtiger Teil dieser Gesellschaft, allerdings ohne gesellschaftliches Ansehen. Sie sind weder besser noch schlechter als Eltern früherer Generationen oder als „kinderlos“ Lebende. Vielen jungen Eltern, die sich überfordert fühlen, weil sie dem in der Öffentlichkeit favorisierten Ideal „guter Erziehung“ trotz allem nicht zu genügen glauben, würde zunächst einmal das Gefühl helfen, dass sie als Leistungsträger wahrgenommen und gewürdigt werden. Das würde sie stärken und im Zusammenleben mit ihren Kindern helfen, ihre Intuition wieder zu finden und im Leben (selbst-) bewusstere Entscheidungen zu treffen. Die Latte für gute Erziehung ist allerdings derart hoch, dass im Grunde jeder halbwegs gesunde Mensch irgendein Defizit bei sich finden muss. Vergessen wird zu oft, dass das Leben zu allererst ein Geheimnis ist, das gelebt und nicht ein Problem, das gelöst werden muss. Das Leben ist als Prozess zu begreifen, wir lernen in jeder Minute und entwickeln uns fort. Das muss auch den Eltern und ihren Kindern zugestanden werden.

Bei allem notwendigen Engagement für den Kinderschutz dürfen wir nicht vergessen, neben dem Kindeswohl gleichbedeutend auch ein so genanntes „Elternwohl“ zu schützen. Kindern geht es gut, wenn es den Eltern gut geht. Wir können davon ausgehen,

„dass (fast) alle Eltern das Beste für ihr Kind tun, was ihnen möglich ist. Es gibt keinen Grund, die Anstrengungen und Erfolge von Eltern gering zu schätzen. Wir selbst mögen andere Werte verfolgen, andere Ziele vorziehen und konsequentes Erziehungshandeln anstreben. Das heißt nicht, dass wir bessere Eltern oder Erzieher sind“ (Prott, Hautumm 2004, S. 25).

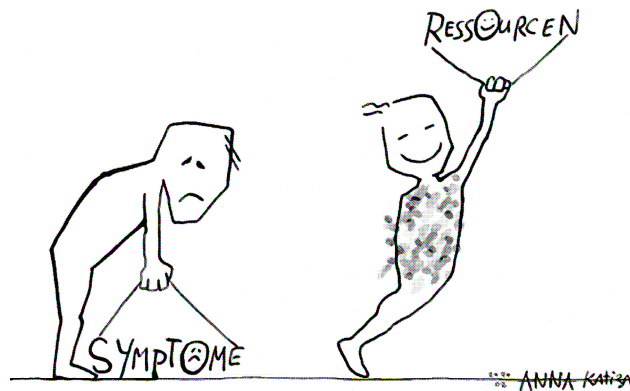


Abbildung 1 aus Schopp 2010, S. 38

### **Ressourcenorientierung**

„Ressourcenorientierung“ heißt das Zauberwort, auf das sich heute viele berufen. Gemeint ist damit die Annahme, dass jeder Mensch grundsätzlich über Entwicklungspotenziale verfügt und diese auch aktivieren kann. „Kohärenzgefühl“ (Antonovsky 1997) bezeichnet ebenso wie die „Resilienz“ die psychische und physische Stärke, die es Menschen ermöglicht, das Leben - auch in Lebenskrisen - zu meistern. Im Gegensatz zur „pathologischen“ wird aus „salutogenetischer“ Sicht gefragt, wieso der überwiegende Teil der Eltern mit ihren Kindern gut zusammen lebt, auch wenn die Umstände und Lebensbedingungen nicht immer optimal sind. Es wird unterstellt, dass alle Eltern grundsätzlich den Wunsch und die Fähigkeit haben, ihren Kinder ein „gutes“ Aufwachsen zu ermöglichen. Unabhängig davon, ob sie aus vermeintlich pädagogischer Sicht „gute“ Eltern sind oder nicht.

Die Auseinandersetzung darüber, wie hilfreich die vielen Forderungen an Eltern (Mitarbeit in Kindertagesstätte und Schule) und Hilfestellungen (Elternkurse, Beratung, Therapien) tatsächlich sind und wer von diesen Maßnahmen am meisten profitiert, ist längst überfällig, aber nicht neu. Wann wirken Angebote förderlich im Sinne der Salutogenese und wann schwächend, wann macht Hilfe Eltern unmündig und abhängig? Die Zunft der Ratgebenden HelferInnen richtet sich sicher nicht bewusst gegen die elterliche Kompetenz. Jedoch allein die Tatsache, dass es sie gibt und dass sie ihre Kompetenz herausstellen, wertet damit die elterliche Kompetenz ab (vgl. Prott, Hautumm 2004, S. 21).

Auch PädagogInnen, ÄrztInnen und TherapeutInnen, die für sich reklamieren, ressourcenorientiert zu arbeiten, „müssen [...] das ‚gewinnbringende Krankheitsdenken‘ übernehmen [wollen sie überleben]: unser so genanntes Gesundheitswesen orientiert sich an der Diagnose einer Krankheit als Voraussetzung für Therapie“ (Deissler, in Pisarsky 2010, S. 5). In unseren Ausbildungen wurde uns, trotz aller Unterschiedlichkeit, vermittelt, dass wir mit unserem allgemeinen Wissen KlientInnen oder wie hier, die Eltern dazu bringen sollten, zu tun, zu sehen und zu fühlen, "was wir, unserem überlegenen Wissen und Verständnis gemäß, für sie für richtig halten" (Schaef 1993, S. 241). Diese Haltung hat gravierende Auswirkungen auf die Art des Umgangs mit Eltern und Kindern.

### **Gegenseitige Abhängigkeit durch krank machende Hilfen**

Die Liegezeit in Krankenhäusern wird seit Jahren immer kürzer. Schon lange hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass zu lange Schonung und Unterstützung schwächen kann. Ein befreundeter Arzt schreibt PatientInnen, die montags seine Praxis mit „Hexenschuss“ aufsuchen, nicht länger als drei Tage arbeitsunfähig, da die Mobilität meist nach drei Tagen wieder hergestellt ist. PatientInnen, die länger krank geschrieben sind, sagt er, brauchen ab dem vierten Tag sich selbst, ihrer Familie und ihren KollegInnen gegenüber eine Rechtfertigung, warum sie noch nicht zur Arbeit gehen. Sie humpeln weiter und verlängern so den schmerzhaften Zustand. Selbst die stetig wachsende Zahl der so genannten „Tafeln“ und „Suppenküchen“ für Arme lässt befürchten, dass neben der kurzfristigen Hilfe in Not auch ein wachsendes Heer von Abhängigen produziert wird.

Die professionellen Hilfesysteme (pädagogische, soziale, therapeutische) – wie gut gemeint auch immer – erschaffen, obwohl sie stärken wollen, letztlich auch Bedürftigkeit mit. Ein Problem besteht darin, dass die jeweiligen Systeme in ihrer Existenz selbst davon abhängig sind, dass immer neue „Bedürftige“ vorhanden sind. Sie müssen Gründe (er)finden, die die geplante Unterstützung unabweisbar rechtfertigen. Nur dann fließen aus öffentlichen Haushalten, Krankenversicherungen, Sozialfonds etc. Gelder. Das Dilemma ist, dass der Geldfluss für die Maßnahmen an den Nachweis geknüpft ist, dass der Bedarf vorhanden ist. Der wiederum wird über die steigende oder zumindest gleichbleibend stabile Zahl der KlientInnen oder PatientInnen statistisch nachgewiesen. Bleiben die „Adressaten“ der Hilfe oder Therapie aber fern, was - positiv betrachtet - als ein Indikator für eine gelungene „Heilung“ bzw. Meisterung des Lebens interpretiert werden kann, wird nach gängigem Verständnis der Rückgang der BesucherInnen, KlientInnen, PatientInnen als Beweis des Scheiterns der jeweiligen Maßnahme gewertet.

## **Diagnose versus Dialog**

Diagnosen sind der Versuch, bestimmte Phänomene zu beschreiben und zu bewerten, „sie können aber zugleich die existenzielle Wirklichkeit und Einzigartigkeit des betreffenden Menschen verdecken“ (Hycner 1989, S 115). Sie geben immer die jeweilige Sicht der Betrachter wieder, aber nie **die** „Wahrheit“. Sie wirken wie ein Etikett, das Einzelne in ihrem Symptom stigmatisiert. Diagnosen sind dadurch auch Herrschaftsinstrument. Daher ist aus dialogischer Sicht zunächst einmal der Diagnosebegriff selbst kritisch zu hinterfragen. Er gilt gleichermaßen als „Qualitätsetikett für das ‚richtige Wissen‘ zur Feststellung von Mängeln und Problemursachen sowie zur Erstellung von verlässlichen Prognosen“ bzw. er wird mit „professionell abgesicherter Erkenntnis konnotiert“ (Wabst in: Krause, H., 2009, S. 179).

Die beobachtende Analysetätigkeit des professionellen Experten genießt gerade heute Vorrang „gegenüber interaktiv bzw. intersubjektiv erzeugtem Wissen“ (Wabst 2009). Unter dem Etikett eines „evidenzbasierten“ Vorgehens hat es der Dialog eher schwer, als gleichrangiges Vorgehen bei der Wissensgenerierung anerkannt zu werden. Die Sichtweise der Klienten oder Patienten hat allerdings bei der Erkundung von Hintergründen und Erkenntnissen zur Bewältigung des Lebens im Dialogischen Beratungs-, Seminar- bzw. Therapiesetting die gleiche Bedeutung wie die professionelle Fachkompetenz. Um der Einzigartigkeit des Einzelnen gerecht zu werden, wäre eine Haltung der „präsenten dialogischen Sensibilität“ (Deissler in Pisarsky 2010) erforderlich. Mit ihr könnte auch vermieden werden, dass eintritt, was Timm Kunstreich als professionellen Monolog bezeichnet, „der sich in Anamnese und Diagnose als jenes höhere Wissen realisiert, das zu entsprechender Behandlung berechtigt und die dafür angemessenen und notwendigen Ressourcen mobilisiert, worüber durch entsprechende Evaluation dem Geldgeber Rechenschaft abzulegen ist. Die großen Erzählungen von Prävention, Integration und Hilfe sind die Mythen, mit denen die Professionellen ihrem Tun quasireligiöse Weihen verleihen“ (Kunstreich, in: Krause 2009, S. 60f.).

## **Die Dialogische Haltung als (Aus)Weg**

Bei der dialogischen Haltung geht es nicht nur um Freundlichkeit oder Wertschätzung. Eine DialogbegleiterIn muss darüber hinaus bereit sein, sich selbst in ihrem Menschsein in die Begegnung mit den Eltern einzubringen, sie muss gegenwärtig sein. Ihre Gegenwärtigkeit ist Ausdruck der Haltung, nicht einer Methode. Sie bedeutet, sich das Geheimnisvolle, das die menschliche Existenz charakterisiert, auch in sich selbst anzuerkennen und sich im gegenseitigen Austausch bewusst zu sein (vgl. Hycner 1989,

S. 113). Aus der respektvollen Hinwendung zum anderen entsteht die Bereitschaft zu einer vorurteilsfreien Begegnung. Wir „besuchen“ mit Interesse und Offenheit unser Gegenüber in seiner Welt. Wo die so genannte professionelle Distanz/ Abstinenz dominiert, wird eine Begegnung in diesem Sinne zwischen BegleiterInnen und Eltern verhindert.

DialogbegleiterInnen bieten Eltern einen geschützten Raum, in dem sie sich angstfrei mitteilen, gegenseitig zuhören, Kraft tanken und sich auf sich selbst besinnen – durchaus auch jenseits der Elternrolle – und dadurch Sicherheiten gewinnen können. Zitate und Fragen an den Wänden des Seminar-/ Therapieraumes wie: „Perfekte Eltern sind ein Schicksalsschlag“, „Denk nicht immer an mich, ich will auch mal alleine sein“ oder: „Bitte nicht helfen, es ist auch so schon schwer genug“ (nach Hargens 2000, Schopp, Wehner 2008), unterstreichen die Atmosphäre, in der keine fertigen Antworten oder Lösungen geboten werden. Auch eine Frage wie: „Wofür in deinem Leben bist du dankbar?“ oder Kurzgeschichten können ein Einstieg in einen intra- und interpersonellen Dialog sein.

Ob und wie *ich* als Einladender die Eltern „erreiche“, inwiefern es *mir* gelingt, mit Eltern in Kontakt zu treten, hängt wesentlich von meiner Einstellung und meinen Motiven ab. Eltern erreichen heißt in erster Linie, eine Beziehung zu ihnen aufzubauen. Die Beziehungsqualität wird dadurch spürbar, dass Eltern merken, dass es auf sie ankommt, nicht, „weil sie es aus meiner Sicht *nötig* haben“. Die Basis dafür sind radikaler Respekt und Gleichwürdigkeit. Davon wird noch die Rede sein. Eine Äußerung einer Mutter aus einem Kurs mit so genannten „bildungsfernen“ Menschen:

*Ich war mit meinem Kind damals in einer Krabbelgruppe und hätte schon damals gerne auch darüber gesprochen, was bei uns zu Hause nicht gut läuft. Alle anderen Mütter habe nur aufgezählt, was alles topp läuft bei ihnen. Daraufhin habe ich mich total zurückgezogen. Ich habe mich geschämt.*

*Hier in diesem Kurs habt ihr mich angeregt, offen was Echtes zu sagen. Ich habe mich getraut, auch über das zu sprechen was schlecht läuft. Ich habe gesehen, dass mir nicht allein so geht. Das hat mir gut getan.*

### **Eltern begleiten statt abholen**

Im Ringen darum, Eltern zu erreichen, wird immer wieder die sicher gut gemeinte Redewendung: „Wir holen die Leute da ab, wo sie stehen“, bemüht. Beobachten Sie sich am besten einmal selbst oder andere beim Aussprechen dieses Satzes. Die Geste des Arms und auch der Blick „wandern“ meistens bei diesen Worten nach unten. Niemand würde darauf kommen zu sagen: „Wir holen die Therapeutin, den Sozialarbeiter oder die Ärztin da ab, wo sie steht.“ So ein Satz klingt irgendwie merkwürdig, weil in der Symbolik des „Abholens“ auch steckt, dass ich davon überzeugt bin zu wissen, wohin die betreffende

Person gehen muss. Im Detail geht es an dieser Stelle auch um Suspendierung von Macht und Kontrolle. Wer stellt welche Hypothesen auf, wer beurteilt Filmsequenzen aus dem Videotraining, welche Theorie und welches Verhalten halte ich als TherapeutIn oder PädagogIn für angemessen? Wie viel Kompetenz für ihr eigenes Leben traue ich Eltern zu? Was wir brauchen, sind Lebensprozess-Begleiter, die offen und unvoreingenommen Eltern begleiten.

### **Auf die eigenen Antworten kommt es an**

Die Dialogische Haltung im therapeutischen bzw. pädagogischen Prozess zielt zunächst darauf ab, einen Raum für das eigene Erkennen sowie für die Festigung und Stärkung eigener Ressourcen und Potenziale gleichwürdiger Dialogpartner zu öffnen. Jede und jeder ist willkommen, egal wie sie/er sich gibt und in der Erziehungspraxis verhält. Durch den Erfahrungsaustausch mit Menschen, von denen sie sich verstanden fühlen, bzw. durch Perspektivenwechsel im Eins-zu-Eins-Setting erfahren Eltern, dass sie mit ihren Fragen und Problemen nicht allein stehen. Sie schöpfen Vertrauen und erweitern ihren Blick, und das wiederum wirkt sich positiv auf ihr Selbstgefühl, ihre elterliche Präsenz und Feinfühligkeit aus. Sie lernen sich selbst wieder zuzuhören oder von anderen hilfreiche wie sinnvolle, aber auch gescheiterte Wege im Alltag. Dem liegt die Philosophie zugrunde, dass niemand – auch nicht die Dialogbegleitung – weiß, welcher erzieherische Schritt gerade in diesem Augenblick in der jeweiligen Familie der richtige ist. Stattdessen lernen Mütter und Väter, ihr Vertrauen in die eigene Wirksamkeit zurück zu erlangen. Indem sie sich selbst und ihr Verhalten hinterfragen und auch im Alltag die Antworten, die sie für sich selbst gefunden haben, erproben, erfüllen sie den Anspruch, den das Leben selbst ihnen abverlangt. Sie tragen buchstäblich die Verantwortung für sich selbst.

### **Zusammenleben als lebenslanger Lernprozess**

Die Jahre der Kindheit sind ein Prozess, mit einer längeren Reise vergleichbar. Auf dieser Reise entwickeln und wandeln sich die Erwachsenen ebensoviel, wie ihre Kinder. Wenn wir Eltern das Leben mit Kindern als Bereicherung unseres eigenen Lebens als Erwachsene sehen lernen, ändert sich für uns die Perspektive. Aus der Frage: „Was gebe ich meinen Kindern als Ausrüstung für ihr späteres Leben als Erwachsene mit – gebe ich genug?“ wird „Was erfahre ich im täglichen Umgang mit meinen Kindern über mich selbst?“ (Geck, Hofmann 2001, S. 9). Eltern erleben diesen Perspektivenwechsel als Erleichterung und Befreiung vom Druck, alleinige Verantwortliche für das Wohl ihrer Kinder zu sein. Gemeinsam wachsen heißt gemeinsam nach immer wieder neuen Wegen

zu suchen, heißt Entscheidungen miteinander auszuhandeln, heißt aber auch, Fremdheit und Distanz zu spüren und aushalten zu lernen.

Die Praxis des Dialogs versucht mit der inneren Haltung der Achtsamkeit, die Herausforderungen und positiven Entwicklungschancen des Elternseins zu erkunden. Wir Menschen lernen in der Regel lebenslänglich, wenn auch nicht institutionalisiert und meistens ohne, dass wir es als bewussten Lernprozess begreifen. Unsere „Lehrerin“ können andere Personen sein, wie etwa die eigenen Kinder, in denen wir gerade unserem 'Schatten' oder 'Gegenspieler' begegnen. Myla Kabat-Zinn sieht „unsere Kinder als uns ständig herausfordernde Hauslehrer [...], die uns von ihrer Geburt bis weit in ihr Erwachsenenleben hinein begleiten und schulen“ (Kabat-Zinn 2004, S. 29). Ohne dies zu wissen oder bewusst einzusetzen, geben [sie] uns zahllose Gelegenheiten, mehr darüber zu erfahren, wer *wir* sind und wer *sie* sind“ (ebenda, S. 30).

### **Respekt ohne Bedingungen**

Radikaler Respekt heißt, dass wir die Würde jedes einzelnen Menschen, seine Sprache und seine Ausdrucksweise, seine Einmaligkeit achten. Wir respektieren, was den Menschen ausmacht, dem wir gegenüber sitzen, ohne Hintergedanken, wie wir ihn „knacken“ oder verändern könnten. Das Tempo individueller Entfaltung und die Unvollkommenheit der menschlichen Existenz werden besonders geachtet. Unterschiedlichkeit ist Reichtum. Menschen, die sich auf den Dialog einlassen, erfahren dies als Wertschätzung und Anerkennung, und sie erleben, was es heißt, gehört zu werden und sich Gehör zu verschaffen. Anstatt *dem* perfekten „Ideal“ nachzueifern, werden sie ermutigt, ihr eigenes Ideal zu finden, das sich wandeln und entwickeln darf. Rückschritte und Zweifel gehören dazu. Dafür braucht sich niemand zu schämen.

Spüren die Eltern auch nur einen Augenblick, dass man nicht an ihr Potenzial glaubt, dass man ihnen ohne Respekt vor ihrer Lebens- und Erziehungsleistung gegenübertritt, dann fallen viele in die Einstellung zurück, Versager zu sein bzw. meiden den Kontakt oder die gutgemeinten Angebote. Zweifeln die PädagogInnen an der Besonderheit jedes Menschen, mit dem sie arbeiten, dann spürt er dies. Damit schränken ihn die Pädagogen/ die Gesellschaft so stark ein, dass er nicht aus seinem vollen Potenzial schöpfen kann. Mit welcher Grundhaltung ich den Raum betrete, ob ich von ihren Potenzialen überzeugt bin oder nicht, spüren die Eltern sofort. Im ersten Moment der Begegnung wissen sie, ob sie mir vertrauen können oder nicht (vgl. Maldoom, 2010).

Die hier abgebildeten Anregungen helfen den Teilnehmern, im Dialog zu bleiben.

### Im Dialog sein

- Jede/Jeder genießt den gleichen Respekt.
- Ich mache mir bewusst, dass meine 'Wirklichkeit' nur ein Teil des Ganzen ist.
- Ich genieße das Zuhören.
- Ich brauche niemanden von meiner Sichtweise zu überzeugen.
- Ich verzichte darauf, (m)eine Lösung über den Lösungsweg meines Gegenüber zu stellen.
- Wenn ich von mir rede, benutze ich das Wort **'Ich'** und spreche nicht von 'man'
- Bevor ich rede, nehme ich mir einen Atemzug Pause.
- Ich rede von Herzen und fasse mich kurz.
- Ich vertraue mich neuen Sichtweisen an.
- Ich nehme Unterschiedlichkeit als Reichtum wahr.

Abbildung 2, (Schopp-Marek, 2009)

### Resümee

Dialog betont die Gleichwürdigkeit. Darin stecken die Begriffe: „Gleich“ und „Würde“. Im Dialog begegnen sich alle in Würde und Anerkennung für ihr Mensch-sein, wichtige Bedingungen für Lernen und Wachstum. Martin Buber, Begründer der Dialogphilosophie, beschreibt mit seinen unnachahmlichen Worten, dass die Möglichkeit einer Begegnung zwischen einem *Ich* und einem *Du* nur da stattfindet, wo sich zwei Subjekte in einem „Atemraum des echten Gesprächs“ ohne Bedingungen und ohne zu erreichendes Ziel treffen. „Die Beziehung zum Du ist unmittelbar. Zwischen Ich und Du steht keine Begrifflichkeit, kein Vorwissen und keine Phantasie. [...] Zwischen Ich und Du steht kein Zweck, keine Gier und keine Vorwegnahme; [...] Alles Mittel ist Hindernis. Nur wo alles Mittel zerfallen ist, geschieht Begegnung“ (Buber 1994, S. 18f.).

In einer Situation, in der es nicht weiter geht, brauchen alle Menschen Unterstützung und Begleitung und vor allem einen anderen Menschen, der wirklich anwesend ist. Die wesentlichen Merkmale dabei sind Kontakt oder Beziehung. Der Dialog ist eine spezielle Form von Kontakt. Nach Buber braucht jeder Mensch, um sich zu entfalten, ein echtes Gegenüber, einen Menschen, zu dem er „Du“ sagen kann. Dort aber, wo Vorannahmen,

Technik oder Methoden mit der Absicht, den anderen zu erziehen, das Geschehen bestimmen, wird unser Gegenüber zum Objekt, zum „Es“.

Es ist eine Frage der inneren Einstellung, Eltern mit diesem Anspruch an Offenheit und Entscheidungsfreiheit und ohne fertiges „Rezept“ zu begegnen: „Jede lebendige Situation hat wie ein Neugeborenes, trotz ihrer Ähnlichkeit, ein neues Gesicht, nie dagewesen, nie wiederkehrend. Sie verlangt eine Äußerung von dir, die nicht schon bereit liegen kann. Sie verlangt Gegenwart, Verantwortung, Dich“ (Buber, zit. n. Schopp 2010, S. 5).

#### **Literatur:**

- Buber, M. (1994), Ich und Du. Gerlingen: Lambert und Schweitzer.
- Forum Familien stark machen e.V. (2009). Generationen-Barometer. [http://www.familie-stark-machen.de/files/generationenbarometer09\\_pressemappe.pdf](http://www.familie-stark-machen.de/files/generationenbarometer09_pressemappe.pdf)  
[Zugriff: 11.7.10]
- Pisarky, B. (2010). Präsenze dialogische Sensibilität. Bodo Pisarsky im Gespräch mit Klaus Deissler. Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung 28(1), S. 4-8.
- Geck, K., Hofmann, C. (2001). Das Leben weitergeben – Wie Erwachsene und Kinder voneinander lernen können. Freiburg: Bauer.
- Hargens, J. (2000). Bitte nicht helfen, es ist auch so schon schwer genug. Heidelberg: Carl Auer Systeme.
- Hycner, R. (1989). Zwischen Menschen, Ansätze zu einer Dialogischen Psychotherapie, Köln: Edition Humanistische Psychologie.
- Henry-Huthmacher, Ch. [Hrsg.] (2009). Wie erreichen wir Eltern? Aus der Praxis für die Praxis. Sankt Augustin, Berlin: Veröffentlichung der Konrad-Adenauer-Stiftung.
- Kabat-Zinn, M. & J. (2004). Mit Kindern Wachsen – Praxis der Achtsamkeit in der Familie. Freiburg: Arbor.
- Lütz, M. (2009/12). Irre, Wir behandeln die Falschen. Unser Problem sind die Normalen. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Maldoom, R., Carley, J. (2010). Tanz um dein Leben. Meine Arbeit, meine Geschichte. Frankfurt m Main: S. Fischer.
- Pollak, K. (2007). Durch Begegnung wachsen – Für mehr Achtsamkeit und Nähe im Umgang mit anderen. München: Südwest
- Prott, R., Hautumm, A. (2004). 12 Prinzipien für eine erfolgreiche Zusammenarbeit von Erzieherinnen und Eltern. Berlin: das netz.
- Schaef, A. W. (1993). Mein Weg zur Heilung. Ganzheitliche Lebenshilfe in der Praxis. Hamburg: Schopp, J. (2010). Eltern Stärken – Die Dialogische Haltung in Seminar und Beratung. Ein Leitfaden für die Praxis. Opladen: Barbara Budrich.
- Schopp, J., Wehner, J. (2008). Bitte nicht helfen – es ist schon schwer genug! Dialog zwischen Jana Wehner, Johannes Schopp und Martina Leshwange über das Konzept ELTERN STÄRKEN. Jugendhilfereport 3, S. 5ff.
- Unverzagt, G. (2010). Eltern an die Macht. Warum wir es besser wissen als Lehrer, Erzieher und Psychologen. Berlin: Ullstein.

#### **Die Autoren**

Johannes Schopp

Vater zweier erwachsener Kinder, Erwachsenenbildner, Dialogprozess-Begleiter (Facilitator), Entwicklung des Konzeptes ELTERN STÄRKEN, Ausbildung von Multiplikatoren und Eltern, Diplom Sozialarbeiter, Autor, Referent für Elternbildung im Jugendamt Dortmund, Musiker

Jana Marek

Mutter einer erwachsenen Tochter, Erzieherin, Diplom Sozialpädagogin, Erwachsenenbildnerin, Dialogprozess-Begleiterin (Facilitator), Entwicklerin der Ausbildungskonzepts und Ausbilderin von DialogbegleiterInnen nach dem Konzept ELTERN STÄRKEN, Tänzerin, Sängerin